

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 89 (1963)
Heft: 25

Artikel: Aus alten Zeiten
Autor: Tschopp, Ch.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-502589>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Aus alten Zeiten

Von Ch. Tschopp

Diogenes, der bekannte Mann im Faß, trug einen hölzernen Becher an einer Schnur um den Hals, um Wasser damit zu schöpfen. Als er nun einst einen Knaben sah, der mit der hohlen Hand aus einem Brunnen schöpfte, warf er gleich den Becher weg und freute sich herzlich, künftig ein Gerät weniger nötig zu haben.

Für die moderne Reklame, die Unnötiges zum dringenden Bedürfnis machen will, wäre Diogenes verloren gewesen.

Wenn Nachrichten von den Siegen seines Vaters kamen, soll Alexander, nachmals der größte Eroberer der Weltgeschichte, oft schmerzvoll ausgerufen haben: «Mein Vater wird mir nichts mehr zu erobern übrig lassen!»

Diesen Spruch führe ich oft an, wenn Jünglinge mir klagen, daß nichts mehr zu erfinden, zu entdecken, zu erobern sei.

Diagoras aus Rhodos, ein edler Hellene, der selbst einst Sieger gewesen war, brachte in seinem Alter zwei Söhne nach Olympia, welche sich den Kranz auf der Rennbahn erwarben. Mit rührender Zärtlichkeit setzten sie ihrem Vater die Kränze auf, hoben den Glücklichen auf ihre Schultern und trugen ihn im Triumph unter den Zuschauern umher. Diese bewarfen ihn mit Blumen und wünschten ihm Glück. Einige riefen sogar: «Stirb nun Diagoras, du hast nichts Schöneres mehr zu erleben.»

Wirklich konnte der Greis soviel Glück nicht ertragen und starb im Rausch der Freude.

Joh. Jakob Scheuchzer, der berühmte schweizerische Naturkundige, schrieb 1746: «Wenn hiemit eine Zeitung kommt, daß auf die schottisch-norwegisch-dänisch-niederländische Küsten ein großer Walfisch ausgeworfen worden und insgesamt darüber geurteilt wird, daß dessen Ursach ein starker Sturm gewesen, so sage ich, aus bisherigen Grundsätzen, er sei viel mehr an dem Heimweh gestorben.»

Ein Walfisch stirbt an Heimweh?! Wir Schweizer bewegen uns in einer reinen und wegen der Höhe dünnen Luft, meint Scheuchzer. In andern Ländern herrscht eine schwere, dickere Luft, die auf uns drückt, weil wir in uns nur die dünnere Luft besitzen. Daher die Bangigkeit des

Herzens, wenn wir im Ausland sind.

Die Walfische leben im Norden: Das Wasser enthält dort zusammengedrückte Luft, die im Leib durch Erwärmung sich ausdehnt. Mehr gegen Süden ist die Luft dünner, ja zu dünn. Die Adern des ganzen Leibes werden nicht mehr richtig ausgedehnt, ähnlich wie bei den Schweizern, die Heimweh haben. Sie sterben also an Heimweh.

Im Jahre 1625 forderte der Kaiser Ferdinand der Zweite Wallenstein auf, ein Heer für ihn zu werben und damit der kaiserlichen Majestät bei den evangelischen Reichständen Deutschlands Ansehen zu erkämpfen. Es sollten 20 000 Mann sein.

«Zwanzigtausend», sagte Wallenstein, «kann ich nicht erhalten; aber ich will vierzigtausend werben, die

werden ihren Unterhalt allein finden.»

Die Kriegslogik ist fürchterlich. Tatsächlich mußte damals das österreichische Fricktal erleben, daß die kaiserlichen Truppen, die es von den Schweden befreit hatten, weit aus ärger als die Feinde hausten.

Goethe besuchte in Venedig eine Tragödie, in der sich zum Schluß zwei Familienväter gegenseitig erstachen ... Der Vorhang fiel, das Publikum rief «fuori!», die Schauspieler zeigten sich vor dem Vorhang.

Doch das Publikum war noch nicht zufrieden und schrie: «I morti!» Und als «i morti» erschienen, brauste die Begeisterung auf: «Bravi i morti!»

Goethe staunte. Aber was tun wir Menschen anderes seit Jahrtausenden?!

«Bravo Schubert! Bravo Kafka! Bravo Rembrandt!», rufen wir. Aber jeweils seit wann? Erst seitdem alle «morti» sind.

Aus der Mitte des letzten Jahrhunderts (veröffentlicht 1854) stammt dieses «Gedicht» von Theodor Meyer-Merian:

Den Rigi habe ich nun gesehen,
kann ruhig drum nach Hause gehen:
Auf dem Kulm zählt' ich die dreizehn
See'n,
habe Schneeberg und Ebne deutlich gesehen
und zehen Centimes, lieber Leser,
entrichtet ich dem Alphornbläser.
Die Fremden all mit dem bunten
Plunder,
mit Parasol und mit Alpenstock,
im Seidenkleid und im Gummirock,
die «Goddam's», «Parbleus», «wunder-schön»
und aller Sprachen wirr Getön,
das ging an mir so hin und her
am Staffel, als ob's Komödie wär'.

